

Susanne Eder

DIE HEILERIN VON WORMS



e
EDEL

Historischer Roman

bissige Antwort hinunter, die ihr noch auf der Zunge lag.

Während Bandolf nachzudenken schien, beobachtete sie verstohlen sein breites bärtiges Gesicht, dessen Ausdruck von Ärger zum Zweifel wechselte. Ihr Mut sank. Wie konnte sie ihn nur davon überzeugen, dass sie Recht hatte?

»Zur Gänze kannst du nicht ausschließen, dass Guntrams Tochter einer Krankheit zum Opfer fiel, und dass man ihr ein Gift verabreicht hat, kannst du auch nicht sicher sagen«, brach der Burggraf schließlich das Schweigen. »Und es gibt auch niemanden, der diesbezüglich deinen Verdacht erregt hat. Was du da vorbringst, ist recht dürftig und vage. Ich wüsste nicht...«

»Und der Katzenschwanz?«, wandte sie hastig ein.

Der Burggraf schüttelte den Kopf. »Wenn jemand beabsichtigte, Guntrams Tochter umzubringen, würde er sie dann noch mit einem Fluch belegen, um ihr zu schaden? Was ergibt das für einen Sinn?«

»Womöglich hat man sie vergiftet, weil der Fluch nicht die gewünschte Wirkung zeigte«, bot sie an.

Plötzlich zog er die Brauen zusammen. »Da ist doch noch mehr?«, forschte er. »Heraus damit! Warum ist dir so an dem jungen Weib gelegen?«

Garsende unterdrückte ein Seufzen. Da sie ihm zu Ebertines Tod nichts wirklich Greifbares sagen konnte, hatte sie gehaut, dass er diese Frage stellen würde. Aber was für eine Antwort konnte sie ihm geben? Wie dieses schleichende Etwas in Worte fassen, das die Gemüter in der Stadt zu vergiften schien und sie allmählich zu Tode ängstigte?

Das, was sie befürchtet hatte, war eingetreten.

Vor drei Tagen war Ebertine gestorben. Sie war noch nicht unter der Erde gewesen, als man in der Stadt schon gemunkelt hatte, dass die Drude schuld am Tod des jungen Weibes sei. Erst gestern war der Leichnam zu Grabe getragen worden, und heute hatte man ihr auf dem Weg in die Münzergasse »Giftmischerin« hinterhergezischt und sie mit Dreckklumpen beworfen.

Garsende hatte nicht ausmachen können, wer den Unrat geworfen hatte, doch als sie erschrocken herumgewirbelt war, hatte sie in Gesichter voller Wut und Häme geblickt. Was würde als Nächstes geschehen, wenn es ihr nicht rasch gelang, die Menschen von ihrer Unschuld zu überzeugen?

»Wenn Ebertine vergiftet wurde und Ihr den Täter entlarven könnt, wird niemand mir ihren Tod anlasten können«, platzte sie heraus.

Für einen Augenblick runzelte der Burggraf verdutzt die Stirn. Dann lachte er. »Was redest du denn da für einen Unfug? Wer, in aller Welt, sollte dir den Tod dieses jungen Weibes anlasten wollen?«

»Herr im Himmel, Burggraf! Seid Ihr denn blind und taub?«, entfuhr es ihr gereizt. »Ihr müsst doch wissen, was in der Stadt über mich geredet wird!«

»Seit wann scherst du dich um das Geschwätz der Leute?«

»Seit man mir auf der Gasse ›gottlose Drude‹, ›Hure‹ und Schlimmeres nachruft, mich mit Unrat bewirft und ich dankbar sein kann, dass der Wächter mich am Stadttor noch nicht abweist«, rief sie aufgebracht.

»Bist du sicher, dass du dir da nichts einredest?«, brummte er. Die Ungläubigkeit in

seiner Stimme war nicht zu überhören.

Erneut lag ihr eine verärgerte Antwort auf der Zunge, doch es gelang ihr, an sich zu halten. Vielleicht war ihm tatsächlich nichts darüber zu Ohren gekommen? Es war gut möglich, dass man sich dem Burggrafen gegenüber mit Anschuldigungen gegen sie noch zurückhielt. Selbst der Dümme in Worms wusste vermutlich, dass sie in seinem Haus noch immer willkommen war.

»Nun?«

Garsende sah auf und begegnete einem skeptischen Blick.

»Ihr seid noch in Sachsen gewesen, als ein Tuchweber starb, an dessen Lager man mich gerufen hatte«, begann sie. »Die Witwe gab mir die Schuld an seinem Tod. Überall posaunte sie hinaus, es wäre die Drude mit ihren teuflischen Tränken gewesen, die ihren Mann unter die Erde gebracht hätte. Zu Anfang glaubte ihr wohl niemand. Aber dann bemerkte ich, dass die Leute anfangen, mir argwöhnisch hinterherzuschauen und über mich zu flüstern. Irgendwann schien die Witwe sich dann wieder beruhigt zu haben. Die bösen Zungen verstummten allmählich, und als die ersten Blätter fielen, glaubte ich, dass die Angelegenheit vergessen sei.« Garsende seufzte. »Aber ich hatte mich geirrt. Vor einiger Zeit bemerkte ich, dass man hinter meinem Rücken wieder tuschelte und mir böse Blicke zuwarf. Und seither ...« Garsende schluckte. »Dieses Mal hörte das Gerede nicht wieder auf. Und inzwischen ist es so schlimm geworden, dass man ganz offen ›Hure‹ und ›Teufelsweib‹ hinter mir herzischt und mich mit Schmutz bewirft.«

Mit gemischten Gefühlen sah sie, dass sich der Ausdruck im Gesicht des Burggrafen verändert hatte. »Wie lange geht das schon so?«, fragte er, offenkundig ergrimmt.

»Genau weiß ich es nicht. Etwa seit Michaeli.«

»Ist zu Michaeli irgendetwas geschehen?«, fragte er.

Unglücklich schüttelte sie den Kopf. »Nichts. Gar nichts. Nicht das Geringste! Ich kann mir überhaupt nicht erklären, was die Leute derart gegen mich aufgebracht hat. Aber wenn es nun die Runde in der Stadt macht, dass die Tochter eines Edelmanns in meiner Obhut gestorben ist...« Die Stimme versagte ihr den Dienst.

Schweigend füllte der Burggraf seinen Becher aus dem Krug nach, den Hildrun an die Tafel gebracht hatte, doch er trank nicht.

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich, während er den Becher in seiner Hand kreisen ließ und mit schmalen Augen der Bewegung folgte.

»Zu Michaeli hat Reginhard von Köln das Sendgericht ausgerufen«, murmelte er in seinen Becher.

›Als ob ich das nicht wüsste‹, dachte sie.

Als hätte er einen Entschluss gefasst, hob er plötzlich den Kopf und nickte. »Dann lass uns sehen, ob an deinem Verdacht etwas Wahres ist. Berichte mir alles, was du über Guntram von Hollerborn und dessen Familie weißt und was sich in diesem Haus ereignet hat«, befahl er.

Selbst überrascht, wie schwer die Last gewogen hatte, die ihr mit einem Mal um vieles leichter zu tragen schien, schloss Garsende für einen Augenblick die Augen.

Kapitel 3

Aufmerksam hörte Bandolf zu, während die Heilerin ihm noch einmal schilderte, was sich in den vergangenen Tagen im Haus des Edelmanns ereignet hatte.

Schon vor Ebertines Erkrankung war sie einige Male in die Salzgasse gerufen worden, berichtete sie, um Rupert, den Sohn des Edelmanns, zu pflegen. Das Kind litte an einer Schwäche seiner Lunge, die hin und wieder zu Anfällen von Atemnot führte. Diesem Leiden war offenbar auch Ruperts Mutter erlegen, was Guntram vor einiger Zeit zum Witwer gemacht hatte.

Zu den Umständen im Haus des Edelmanns konnte Garsende ihm allerdings nur wenig sagen.

»Zumeist hielt ich mich in den beiden Kammern auf, die Guntrams Töchtern und seinem Sohn als Schlafstatt dienen. Da hatte ich kaum Gelegenheit und auch keine Veranlassung, mehr über die Hausbewohner in Erfahrung zu bringen«, erklärte sie mit einem entschuldigenden Lächeln.

»In dem Haus leben also nur Guntram, seine Gattin, seine Kinder und die Hauseigenen?«, fragte er.

»Gewöhnlich ja«, antwortete die Heilerin. »Zurzeit befinden sich aber noch Guntrams Geschwisterkinder im Haus: Gernot, Folcmar und Kunigunde von Medenheim.«

Gernot von Medenheim sei ihr im Haus nur selten begegnet, berichtete sie, wogegen sie Folcmar, den jüngeren der Brüder, häufiger in Ebertines Kammer angetroffen hätte. Augenscheinlich hatte er sich bemüht, seine Base aufzuheitern. »Mir schien es so, als sei er ihr sehr zugeneigt«, fügte sie mit einem Lächeln hinzu.

»Und die Schwester der beiden? Wie heißt sie? Kunigunde?«, fragte Bandolf.

Garsende zuckte mit den Schultern. »Ein junges Weib, ich denke, sie ist im selben Alter wie Ebertine oder Guntrams neue Gemahlin.«

»War Kunigunde ihrer Base ebenfalls zugetan?«

»Schwerlich zu sagen«, erwiderte sie zögernd. »Auch sie hielt sich oft in Ebertines Kammer auf, aber sie sprach nie viel.« Mit einem Anflug von Unmut in der Stimme fügte sie hinzu: »Mit Ebertine war gewiss nicht leicht auszukommen. Sie war ein außergewöhnlich schönes junges Weib, aber auch launisch und hochfahrend.«

»Und wie stand es zwischen Ebertine und Guntrams neuer Gattin?«, wollte Bandolf wissen. »Stiefmutter und Tochter waren im selben Alter, sagst du. Kam es da nicht zum Zank?«

»Wie ich schon sagte: Mit Ebertine war nicht leicht auszukommen. Es mag schon sein, dass Ansild einen Groll gegen ihre Stieftochter hegte. Aber einen offenen Zwist scheint es nicht gegeben zu haben. Nicht, solange ich im Haus war. Da Ebertines ältere Schwester

Reimut den Haushalt führt, es aber eigentlich Guntrams Gattin zustünde, die Schlüssel am Gürtel zu tragen, würde es wohl auch eher zwischen diesen beiden Frauen zu Uneinigkeit und Streit kommen«, meinte Garsende. »Doch Ansild scheint ganz zufrieden zu sein, so wie es ist. Ich hatte den Eindruck, als wüsste sie noch nicht so recht, wo ihr Platz in diesem Haus ist, und wäre dankbar, dass man ihr sagt, was sie zu tun hat.« Mit einem Schulterzucken fügte sie hinzu: »Das mag sich natürlich ändern, wenn sie erst älter ist, vielleicht selbst Mutter wird und sich ihres Standes als Guntrams Gattin bewusst wird.«

Über Guntram von Hollerborn wusste Garsende auch nicht viel mehr zu sagen, als dass er augenscheinlich wohlhabend sei, seine Lebensmitte schon um etliche Jahre überschritten hätte, jedoch für sein fortgeschrittenes Alter noch recht gut beisammen zu sein schien.

Unzufrieden schüttelte Bandolf den Kopf. »Wenn man bedenkt, was für eine unselige Neugier dich sonst umtreibt, weißt du erstaunlich wenig«, bemerkte er.

»Herrje, Burggraf, was denkt Ihr Euch denn? Ich forsche die Leute doch nicht aus, in deren Häuser ich gerufen werde«, gab sie gereizt zurück. »Oft habe ich Guntram von Hollerborn ohnehin nicht zu Gesicht bekommen. Ich war dankbar, dass er mich trotz des üblen Geschwätzes in der Stadt in sein Haus rufen ließ und mich angemessen entlohnte.« Dann runzelte sie plötzlich die Stirn. »Eigentümlich war nur ...« Sie stockte.

»Was fandest du eigentümlich?«

Garsende zuckte mit den Schultern. »Ich hätte nur gedacht, er würde meinem Verdacht auf andere Weise begegnen.«

»Deinem Verdacht?«, fragte Bandolf argwöhnisch. »Du hast Guntram von Hollerborn doch nicht etwa gesagt, seine Tochter sei vergiftet worden?«

»Natürlich nicht. Ich habe ihm nur gesagt, dass ich das vermute«, erklärte Garsende.

Ungläubig schüttelte Bandolf den Kopf. »Bei allen Heiligen, Weib! Wie kann man denn nur so töricht sein?«

»Als Vater hatte er doch ein Recht darauf, das zu erfahren«, verteidigte sie sich.

»Nur, wenn du dir sicher gewesen wärst«, schnappte er.

Aufgebracht starrte sie ihn an. »Hätte ich vielleicht abwarten sollen, bis man von den Dächern schreit, die Drude hätte seine Tochter auf dem Gewissen?«

»Verdammnis! Und wenn du dich nun irrst?«

»Ich irre mich aber nicht!«

»Pah!«, schnaubte er. »Um dessen gewiss zu sein, bedürfte es nun doch ein wenig mehr als nur des Schwanzes einer toten Katze.«

Mit zornfunkelnden Augen sprang sie auf. »Wenn Ihr meinem Wort nicht glaubt, dann sagt es nur frei heraus.«

»Weibsvolk!«, knurrte er erbost. »Das ist hier doch nicht von Belang. Du hättest nur einmal an dich halten sollen!«

Noch ehe die Heilerin erwidern konnte, was ihr zweifellos schon auf der Zunge lag, setzte der Eintritt seines Veters in die Halle ihrem Wortwechsel ein jähes Ende.

*

Wie immer war es Bruder Goswin, der Scholasticus des Domstifts, zu dem Bandolfs erster

Weg führte, wenn er alles Wissenswerte über einen Mann von Stand erfahren wollte, der sich in Worms aufhielt. Wenn er Glück hatte, würde Bruder Goswin den Zuzug eines Edelmanns in Worms in seiner Chronik vermerkt haben, und da der Scholasticus Wert darauf legte, derlei Einträge auch mit Bemerkungen über Besitz und Herkunft einer solchen Familie zu versehen, hatte er über Guntrams Sippe gewiss in Erfahrung gebracht, was immer es darüber zu erfahren gab.

Es war schon weit nach der Sext, als Bandolf sich einen Weg durch das Gedränge auf dem Marktplatz bahnte. Von Westen her zogen dunkle Wolken heran, aber noch wärmte eine ungewöhnlich milde Herbstsonne die Luft, die die mächtigen Türme des Doms in weiches Licht tauchte und die Menschen auf die Gassen trieb.

Zwar galt der Aufruf zum Sendgericht nur für die Landbewohner rund um Worms, aber die Kirche Sankt Alban, die als Gerichtsort auserkoren war, befand sich in der Nähe der Martinspforte, und so sah nicht nur der Burggraf von Worms sein Heim mit Anverwandten bevölkert. Auch die meisten anderen Bewohner der Stadt beherbergten Gäste, die anlässlich des Sendgerichts nach Worms gekommen waren. Andere, die nicht das Glück hatten, Unterschlupf bei Verwandten zu finden, hatten sich in Ställe und Scheunen eingemietet oder lagerten in Zelten oder im Freien vor den Stadttoren. Obwohl die Markttage zu Michaeli vorbei waren, hatte der Bischof einigen Händlern und Bauern gestattet, ihre Stände bis zu Sankt Martin auf dem Marktplatz aufzuschlagen – ein Privileg, das sich Seine Eminenz gut entlohnen ließ. Und auch für den Burggrafen von Worms würde ein Drittel des Marktpfennigs abfallen.

In den Gassen und auf den Plätzen der Stadt drängte sich eine bunt gemischte Menge: Edelleute in farbenfroher Gewandung, mit teurem Pelz und reichlich Stickereien versehen, und Kaufleute, die ihren Wohlstand mit überreichem Faltenwurf und bunten Farben zum Ausdruck brachten, dazwischen Stiftsherren, Pilger und Mönche, in dunkle Roben und Kutten gehüllt, und Hörige in ihren braunen Kitteln und Röcken. Auch Bettler, Schausteller, Wanderprediger, Hausierer und Diebsvolk mischten sich unter die Menge und machten dieser Tage den Bütteln des Burggrafen das Leben sauer.

Überall steckte man die Köpfe zusammen, schloss einen Handel ab, tratschte, zankte, tuschelte und lachte, doch obwohl Bandolf die Ohren spitzte, konnte er nicht feststellen, ob die Heilerin Gegenstand des Geschwätzes war. Wohl zeigte sich hie und da ein schlechtes Gewissen, wenn Bandolf vorüberging und Gespräche plötzlich verstummten oder man ihn mit rasch niedergeschlagenen Augen grüßte. Doch auch das war nicht weiter ungewöhnlich, wenn das Recht des Königs in Gestalt des Burggrafen von Worms durch die Gassen marschierte.

›Ein Kreuz mit diesem Weib‹, dachte Bandolf ärgerlich, als er in die Hohl-gasse einbog, die zum Pfalz-hof vor dem Domizil des Bischofs führte. Wieso hatte Garsende ihm nicht früher gesagt, was man in der Stadt über sie klatschte? Und warum, zum Teufel, hatte sie so voreilig sein und ihren Verdacht über den Tod Ebertines in die Welt hinausposaunen müssen? War damit doch nur erreicht, dass der Täter nun womöglich gewarnt war und auf der Hut sein würde.

Ohnehin würde es schwer genug werden, Ebertines Mörder auf die Spur zu kommen, so es denn einen gab. Es war das eine, nach einem Meuchler zu forschen, wenn offenkundig